

V. Aktuelle Forschungsfelder

Die Historische Soziologie ist selbstverständlich nicht auf spezifische Themen festgelegt. Sie weist dieselbe Spannweite wie die Geschichtswissenschaften auf und ist ebenso wie diese nur durch die Materialbasis, also die Daten- bzw. Quellenlage beschränkt. Das jüngst erschienene »Handbook of Historical Sociology« (Delanty/Isin 2003) gibt einen breiten Überblick über diese Forschungsfelder. Wie in dem Abriss über die Historie der Historischen Soziologie (Kap. III) schon aufgezeigt, lässt sich in den letzten Jahren eine sehr starke Ausweitung der Forschungsfelder feststellen, bei welcher die traditionelle Fixierung auf die gesellschaftliche Makroebene überwunden wird und zunehmend die Meso- wie auch die Mikroebene behandelt werden. Erstaunlich ist vielleicht nur der Umstand, dass die Historische Soziologie im Laufe ihrer Geschichte auf einem Gebiet an Kompetenz eingebüßt hat – die ökonomische Sphäre wird trotz eines Max Webers oder Werner Sombarts nicht mehr untersucht. Im Folgenden können nur wenige wichtige rezente Forschungsfelder vorgestellt werden.

1. Mechanismen politischer Prozesse

Die Untersuchung von politischen Prozessen ist in erster Linie mit den Arbeiten von Charles Tilly verbunden (vgl. S. 35). Tilly ist zugleich einer der zentralen Vertreter einer prozesslogisch orientierten Historischen Soziologie, der es um die Identifikation von Mechanismen zur Erklärung dieser Prozesse geht. Er belässt es aber nicht wie andere bei bloßen programmatischen Absichtsbekundungen, sondern seine Ausführungen haben den Vorteil, dass man sie gleichsam wie eine ›Gebrauchsanweisung‹ verstehen kann. Um politische Prozesse zu untersuchen, gibt er der Historischen Soziologie folgenden Auftrag:

- »1. Since political processes incorporate institutions, understandings, and practices that accumulate historically in their current sites, analysts might plausibly follow the lead of historians, who remain skeptical about general analyses of those proces-

tionale Mechanismen sind solche, die die Beziehungen zwischen Akteuren verändern können. *Umweltmechanismen* sind solche, die aus der Umwelt den Verlauf von politischen Prozessen verändern können. Das Hauptaugenmerk aber liegt soziologisch auf den relationalen Mechanismen.

Diesen Kategorienapparat hält er für ausreichend, um die verschiedensten politischen Prozesse in ihrer raumzeitlichen Spannbreite analysieren zu können. Der *erste Analyseschritt* liegt in der Beschreibung von Episoden, wobei auf Narrationen zurückgegriffen werden kann. Der *zweite Schritt* besteht in der Analyse und Identifikation von solchen grundlegenden bzw. robusten Mechanismen, die möglichst eine große Bandbreite von spezifischen Episoden erklären können. Wenn man für eine spezifische Episode einen robusten Mechanismus identifiziert hat, dann kann man in einem *weiteren Schritt* dazu übergehen, ihn vergleichend anderen Episoden auszusetzen und zu prüfen, ob die Mechanismen in der Tat auch dort als robust bezeichnet werden können. Es handelt sich um einen Kongruenztest. Der *letzte Schritt* besteht schließlich in dem Aufweis von kausalen Analogien, ob auch in sehr unähnlichen Fällen die identifizierten Mechanismen in der Lage sind, spezifische Episoden eines spezifischen Typs zu erklären. Es fällt auf, dass Tilly – und dies ist kennzeichnend für Theorien mittlerer Reichweite – eine sehr starke Beziehung zwischen Theoriebildung und empirischer Forschung vorsieht.

Ein robuster Mechanismus liegt stellvertretend für den relationalen Typus beispielsweise in Polarisierungen vor (vgl. Tilly 2001b: 572): Polarisierungen entwickeln überall dort, wo sie sich frei entfalten können, die gleiche innere soziale Dynamik. Sie führen zu sozialen Grenzziehungen und zur Bildung von Koalitionen, zu Innen/Außen-Differenzierungen, zu Solidarisierungen und Entsolidarisierungen, zu Spiralen von Drohung und Gegendrohung, zu internen Hierarchisierungen auf beiden Seiten und zur Ausbildung von Verhandlungspositionen. Polarisierungen können also als ein grundlegender Mechanismus in der sozialen Welt betrachtet werden, der immer dort, wo er auftritt, spezifische Prozesse in Gang setzt. Tilly untersucht auch die Prozesse politischer Identitätsbildung. Maßgeblich in diesen Prozessen sind

Mechanismen der Zertifizierung bzw. De-Zertifizierung von Akteuren zu politischen Subjekten (vgl. ebd.: 573ff.). Diese Mechanismen sind ubiquitär, sie finden sich sowohl auf mikro- wie auf makrosozialer Ebene, in lokalen, nationalen oder internationalen Arenen, und sie sind wesentlich in Prozessen der Nationalisierung oder Ethnifizierung, der Staatsformation oder der Revolution zu finden.

2. Revolutionen

Die Revolutionsforschung stellt nach wie vor einen thematischen Kern der Historischen Soziologie dar. Sie liegt fest in den Händen der komparativen Historischen Soziologie – mit der Folge, dass Mechanismen nur zögerlich untersucht werden. Eher setzt sie auf sozialstrukturelle Entitäten. Die komparative Soziologie hat aber den Vorteil, die irrlichternde, aber eigentlich unbeantwortbare Frage, was denn eigentlich Revolutionen im Allgemeinen sind, zurückstellen zu können und je nach Vergleichsabsicht an ihren Fällen spezifische unterschiedliche Merkmale aufweisen, kombinieren oder ausschließen zu können. Die Eigenschaften von Revolutionen haben sich in den letzten Dekaden massiv geändert. Ursprünglich in der Antike als Prozess der zyklischen Transformation von Regierungsformen, dann in der Renaissance als Wechsel zwischen Oligarchien oder in den bürgerlichen Revolutionen und der russischen Revolution als irreversible, dramatische, mit Massenaufständen und Gewaltakten verbundene Umwälzungen verstanden, weisen die neueren Revolutionen eine andere Phänomenologie auf. Weder die iranische Revolution von 1979, noch die auf den Philippinen 1986 und erst recht nicht die antikommunistischen Revolutionen 1989 und 1990 zeigen besonders gewaltsame Züge. Viel stärker sind für sie Massenproteste charakteristisch, die staatliche Autoritäten von innen her aushöhlen. Die Prozesslogiken von Revolutionen haben sich also *prima facie* drastisch verändert.

Deshalb sieht sich die Historische Soziologie verstärkt vor die Notwendigkeit gestellt, die Ursprünge, die Prozesse und die Wirkungen von Revolutionen analytisch stärker zu trennen (vgl.

Goldstone 2003). In allen drei Episoden können ganz unterschiedliche Bedingungsverhältnisse vorherrschend sein. Die Ursprünge von Revolutionen, die auf frühere Konstellationen und auf zeitgleiche politische oder ökonomische Ereignisse verweisen, können in unterschiedliche Prozesslogiken und diese wiederum in einer kontingenten Weise in verschiedene nachrevolutionäre Prozesse einmünden. Manche Revolutionen ereignen sich sehr plötzlich, andere wiederum entwickeln sich langsam. Die Bedingungen für einen schleichenden Wandel sind eher dann gegeben, wenn die staatlichen Organe auf Unterstützung durch Eliten zurückgreifen können und in sich konsolidiert sind, sie die Bevölkerung aber nur mit starken Repressionen kontrollieren können. Dann formen sich häufig an der Peripherie revolutionäre Gruppen, die durch Bildung von Allianzen ihre Ressourcen und Unterstützungen zu verbreitern vermögen. Solche Prozesslogiken können in der chinesischen Revolution, aber auch in Nicaragua oder auf Kuba studiert werden. Schnelle, plötzliche revolutionäre Eruptionen wie in der mexikanischen Revolution sind eher dort anzutreffen, wo die staatlichen Organe wenig konsolidiert und nur auf geringe Unterstützung in den gesellschaftlichen Eliten zurückgreifen konnten. Auf diese Weise versucht man, verschiedene Bedingungskonstellationen für die jeweiligen revolutionären Etappen zu identifizieren und miteinander zu vergleichen (vgl. Goodwin 2001). Aber auch ein Wechsel der Fragestellung wird vorgenommen: Interessanter als der Wandel kann der Nicht-Wandel sein. Welche Bedingungen und Konstellationen sorgen also für die Stabilität von politischen Ordnungen? In der Forschung geht man bisher von drei Faktoren aus: Regierungen, die als effektiv und gerecht empfunden werden (Legitimität); loyale Eliten sowie Bedingungen, die der Bevölkerung ein »gewohntes, traditionales Leben« ermöglichen (vgl. Goldstone 2003).

3. Demokratie

Das Werk über die sozialen Ursprünge von Diktatur und Demokratie von Barrington Moore (1967) ist immer noch der zentrale Ausgangspunkt für die Demokratieforschung (vgl. S. 37). Zwi-

schenzeitlich können viele seiner Thesen differenzierter gefasst werden, verschiedene können als bestätigt, andere müssen als falsifiziert betrachtet werden. Dietrich Rueschemeyer et al. (1992) untersuchen in einer einflussreichen Nachfolgestudie die Fälle Dänemark, Schweden, Norwegen, Schweiz, Belgien und Niederlande. Obwohl die Autoren der Meinung sind, dass andere Faktoren als die von Moore genannten für den Demokratisierungsprozess unentbehrlich sind, können sie Moores Thesen auch am Beispiel dieser Länder nachvollziehen. Eine stärkere Bezugnahme auf weltsystemische Faktoren wie Krieg und Frieden und der Etablierung von Militärgewalten wird von Brian M. Downing (1992) gefordert, der damit die nur sozialstrukturelle Faktoren in Betracht ziehende Untersuchung von Moore erweitern möchte. Auch Ruth Berins Collier (1999) zielt wie Rueschemeyer et al. (1992) auf eine Verschiebung der historischen Betrachtung in das 19. und 20. Jahrhundert. Damit treten andere Akteure in den Blickpunkt, insbesondere die sich etablierenden politischen Parteien und die Rolle der Arbeiterklasse. Collier weist aber auch auf einen anderen von Moore vernachlässigten Aspekt hin, nämlich die Bedeutung von kontingenten politischen Entscheidungsprozessen in den jeweiligen politischen Systemen. Im Gefolge der ›narrativen Wende‹ in der Historischen Soziologie wird verstärkt auf die von Moore oft nur angedeuteten prozesslogischen und temporalen Aspekte dieser politischen Entwicklungen geachtet. Nicht die Bündelung der verschiedenen Variablen ist entscheidend für die Resultate, sondern das Timing der Prozesse. Beispielsweise ist es für den Pfad, den die politischen Entwicklungen nehmen können, entscheidend, ob politische Krisen nach der Einführung kommerzieller Agrarkultur einsetzen oder davor. Im letzten Fall wird in der Regel die Position der Grundbesitzer, im ersten hingegen die Position der Bourgeoisie gestärkt. Hängt also die Frage, ob Gesellschaften einen demokratischen oder einen autoritären Weg nehmen können, von der Chronologie von Prozessen ab? Aber vielleicht muss das Timing von Demokratisierungsprozessen noch grundsätzlicher betrachtet werden – wie beim Thema Krieg und Gewalt.

4. Krieg und Gewalt

Von Theorien sozialen Wandels wie von prominenten Gesellschaftstheorien wird die konstitutive Rolle von Kriegen für die historische Entwicklung der modernen nationalstaatlichen wie transnationalen Systeme ignoriert – so die Einschätzung von Wolfgang Knöbl und Gunnar Schmidt (2000a). Die Modernisierungstheorien, die nach der Implosion der Gesellschaften realsozialistischen Typs eine Renaissance erlebten, sehen zwar in Demokratisierung, Wirtschaftswachstum, struktureller Differenzierung und anderen Faktoren die maßgeblichen Entwicklungstrends, aber die Entstehung von Kriegen und die Ethnisierung von Bevölkerungen mit dem Ziel von so genannten ethnischen Säuberungen sind in diesem Programm nicht vorgesehen. Auch in Gesellschaftstheorien findet die von Charles Tilly (1975: 42) beschriebene Tatsache keine Berücksichtigung, dass »war made the state, and the state made war«. Die Soziologie muss sich eben diesbezüglich von der Historischen Soziologie korrigieren lassen. Wo allgemeine Prinzipien der Moderne wie die Demokratisierung oder die Rationalisierung von Herrschaft oder wirtschaftliches Wachstum in einer ›developmentalistischen‹ Manier auf allgemeine Entwicklungsprinzipien zurückgeführt werden, da muss darauf verwiesen werden, dass diese vermeintlichen Entwicklungstrends auf überaus kontingenten historischen Ereignissen beruhen, etwa der Niederlage oder dem Sieg in militärischen Konflikten. Der Historischen Soziologie kommt also gegenwärtig nicht nur die Aufgabe zu, die konstitutive Funktion des Krieges für die Entwicklung der modernen Gesellschaften, die ›Modernisierung‹ der Kriegsformen und die gegenwärtig zu beobachtende Denationalisierung wie Entstaatlichung von Kriegen zu analysieren, sondern auch korrigierend in die soziologische Diskussion einzugreifen (vgl. die Beiträge in Hobson 1998a, 1998b; Knöbl/Schmidt 2000b).

5. Semantik, Diskurs und Kultur

Aus ganz unterschiedlichen Quellen speist sich die Historische Soziologie des Diskurses oder der Semantik. Neben der Diskurstheorie Michel Foucaults steht das Konzept der Historischen Semantik bzw. der »Geschichtlichen Grundbegriffe« (Brunner/Conze/Koselleck 1972-1997), die »Intellectual History« der »Cambridge School« um John Pocock (1975) und Quentin Skinner (1978) und schließlich auch die Tradition der »Annales«-Historiographie (vgl. S. 17). Die historisch-soziologische Untersuchung semantischer Strukturen, diskursiver Praktiken oder kollektiver Mentalitäten hat erst in den letzten Jahren in der sozialgeschichtlich geprägten Tradition der Historischen Soziologie Fuß gefasst (vgl. Landwehr 2001; Wagner 2003). Und als solche arbeitet sie mit den klassischen Dualen von Sozialstruktur (gesellschaftliche Ordnung und Differenzierung) einerseits, Sprache oder Kultur andererseits. Demzufolge ist ihre erste Frage, wie die sozialstrukturelle Entwicklung die semantischen oder kulturellen Strukturen verändert. Hierfür steht paradigmatisch etwa der Ansatz Niklas Luhmanns in seinen Arbeiten über »Gesellschaftsstruktur und Semantik« (1980-1995). Aber vielleicht verstellt dieses Dual von vornherein einen adäquaten Zugang zu der Problematik. Ist nicht jeder sozialstrukturelle Faktor ein sprachlich verfasster? Kann man also überhaupt zwischen Sozialstruktur und ›Sprache‹ in einer Weise so unterscheiden, dass man anschließend vor dem Problem steht, das zusammenfügen zu müssen, was zusammengehört? Jüngere Arbeiten in der Historischen Soziologie (vgl. Wuthnow 1989; Somers 1992, 1994, 1996) versuchen, diesen Fallstricken zu entgehen. Der »cultural turn« hat auch die Historische Soziologie erreicht (vgl. Hall 2003). ›Kultur‹ wird zu einem Leitbegriff der Historischen Soziologie: Nicht soziale Strukturen mit ihren Widersprüchen, sondern die immer nur durch kulturelle Erfahrungs- und Deutungsmuster interpretierten Phänomene werden als Hauptantriebskraft der Geschichte betrachtet.

6. Soziales Gedächtnis

Die Historische Soziologie hat eindeutig ihre Forschungsschwerpunkte auf dem Felde des Politischen. Andere Themen finden nur schwerlich Eingang in den Kanon. Zu den Ausnahmen gehört das »soziale« oder »kollektive Gedächtnis«, welches seit mehr als einer Dekade für die Sozial- wie für die Kulturwissenschaften eine hohe Attraktivität genießt und eine kaum mehr überblickbare Zahl von Untersuchungen evoziert hat (siehe den Überblick in Giesen/Junge 2003; Schützeichel 2003: 193ff.). In einer sehr allgemeinen Weise besteht das soziale oder kollektive Gedächtnis aus den kulturellen Formen, die aus der Kommunikation von Individuen entstehen und die sie miteinander teilen. Für die Historische Soziologie ist die Analyse dieses Gedächtnisses in zweierlei Hinsicht von besonderem Interesse: Zum einen können die *Konstruktionsprozesse von Geschichte* untersucht werden. Wenn man einmal davon ausgeht, dass ›Geschichte‹ ein Produkt der kommunikativen Konstruktion ist, dann stellt sich die Frage, wie in welchen Diskursen diese Konstruktionen vorgenommen werden. Dieser Frage gehen schon die klassischen Studien von Maurice Halbwachs (1925, 1950) nach. Zum anderen stellt sich für die Historische Soziologie die Frage, wie und unter welchen Bedingungen sich das *kulturelle Gedächtnis* von Gesellschaften ändert. Eine Historische Soziologie des sozialen Gedächtnisses hat also gleichsam die Aufgabe zu untersuchen, wie ›Geschichte‹ in »Geschichte« eintritt.

7. Emotionskulturen

An einem Wiederbeginn steht auch eines der klassischen Untersuchungsfelder der Historischen Soziologie, nämlich die Untersuchung von Emotionskulturen. Dieses Projekt ist natürlich traditionell mit dem Namen von Norbert Elias und der figurationstheoretischen Soziologie verbunden (vgl. S. 31). Es kann sich zudem auf eine zunehmende Attraktivität dieses Themas unter Sozial- und Kulturhistorikern (vgl. den Überblick in Stearns/Stearns 1988) stützen, die mit zahlreichen Forschungen den Wandel und

die Ausgestaltung von Emotionskulturen dargestellt haben. Der Historischen Soziologie kann aber hier die Aufgabe zukommen, diesen Gegenstand unter einer anderen theoretischen Perspektive zum Sprechen zu bringen. Dies gilt insbesondere für den Zusammenhang von Emotion und Kommunikation. Nicht ein allgemeiner Zivilisationsprozess, sondern die Differenzierung von Kommunikationsfeldern kann für die Ausgestaltung von ›zivilisierten‹ und ›unzivilisierten‹ Emotionskulturen verantwortlich gemacht werden, während sich die Genese von Kommunikationsfeldern ihrerseits der Codierung von Emotionen verdankt (vgl. Schützeichel 2004). Damit könnte eine Aufgabe in Angriff genommen werden, die der Kulturphilosoph Günther Anders (1989: 9) als das bedauerlichste Desiderat der Geschichtsforschung überhaupt bezeichnet hat: die Geschichte der Gefühle.